



*Lektüre zwischen
den Jahren*

Tage des Lesens

Insel

insel taschenbuch 4863
Lektüre zwischen den Jahren



Bücher begleiten uns durchs Leben. Als Kinder sind wir fasziniert von den fremden Welten und fernen Ländern, in die Bücher uns entführen, und von den ungeahnten Abenteuern, die sie für uns bereithalten. Eine Faszination, die ein Leben lang hält. Was gibt es Schöneres und Entspannenderes, als sich mit einem Lieblingsbuch zurückzuziehen, wenn es draußen stürmt, schneit oder regnet? Den Alltag einmal hinter sich zu lassen und neue Lebenswelten kennenzulernen – und ganz nebenbei auch sich selbst: denn »vielleicht gehört es überhaupt zum Genuss des Lesens, dass man den Reichtum seiner eigenen Gedanken entdeckt« (Max Frisch).

Vom Glück wunderbarer Lesestunden und von Büchern, die ein Leben verändern können, erzählen die hier versammelten Autorinnen und Autoren: Marcel Proust, Hanns-Josef Ortheil, Cornelia Funke, Thomas Bernhard, Ildikó von Kürthy, Erika Pluhar, Elke Heidenreich, Ulrike Draesner, Petra Hartlieb, Marie Luise Kaschnitz u. v. a.

Lektüre zwischen den Jahren 2021

TAGE DES LESENS

Ausgewählt von Gesine Dammell

Insel Verlag

Erste Auflage 2021
insel taschenbuch 4863
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellennachweise am Schluss des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlagabbildung: Micklyn Le Feuvre, Somerset West
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68163-2

INHALT

Marcel Proust, Tage des Lesens	7
Cara Nicoletti, »Hänsel und Gretel«	36
Eugen Roth, Buchstabengetreu	42
Betty Smith, Ein Baum wächst in Brooklyn	48
Claire Beyer, Cliffhanger	59
Hanns-Josef Ortheil, Hemingway in Paris .	70
Amir Hassan Cheheltan, Meine Entdeckung der Freude an der Literatur	75
Cornelia Funke, Ein Haus voller Bücher ...	92
Marco Lodoli, In der Bibliothek	106
Thomas Bernhard, Leseleidenschaft	109
Ildikó von Kürthy, Alt werden mit Eselsohren	114
Erika Pluhar, Über das Lesen von Büchern	117
Elke Heidenreich, Lesen	122

Franziska Wolffheim, Fluchen auf die Funzel	123
Ulrike Draesner, Speck	128
Petra Hartlieb, Vergnügen und Brotberuf ..	141
Ernst Penzoldt, Welt ohne Buch	144
Marie Luise Kaschnitz, Das letzte Buch	149
Marco Lodoli, Bücher sind Freunde	151
Quellenverzeichnis	154

MARCEL PROUST
*Tage des Lesens*¹

Es gibt vielleicht keine Tage unserer Kindheit, die wir so voll erlebt haben wie jene, die wir glaubten verstreichen zu lassen, ohne sie zu erleben, jene nämlich, die wir mit einem Lieblingsbuch verbracht haben. Alles, was sie, wie es schien, für die andern erfüllte und was wir wie eine vulgäre Unterbrechung eines göttlichen Vergnügens beiseite schoben: das Spiel, zu dem uns ein Freund bei der interessantesten Stelle abholen wollte; die störende Biene oder der lästige Sonnenstrahl, die uns zwangen, den Blick von der Seite zu heben oder den Platz zu wechseln; die für die Nachmittagsmahlzeit mitgegebenen Vorräte, die wir unberührt neben uns auf der

1 Der Leser findet hier den größten Teil der Seiten, die für eine Übersetzung von *Sesam und Lilien* geschrieben wurden und die dank der großzügigen Erlaubnis von Monsieur Alfred Vallette hier neu gedruckt werden. Sie waren der Prinzessin Alexandre de Caraman-Chimay als Zeugnis einer bewundernden Zuneigung gewidmet, die in zwanzig Jahren nicht schwächer geworden ist.

Bank liegen ließen, während über unserm Haupt die Sonne am blauen Himmel unaufhaltsam schwächer wurde; das Abendessen, zu dem wir zurück ins Haus mußten und während dessen wir nur daran dachten, sogleich danach in unser Zimmer hinaufzugehen, um das unterbrochene Kapitel zu beenden, all das, worin unser Lesen uns nur Belästigung hätte sehen lassen müssen, grub im Gegenteil eine so sanfte Erinnerung in uns ein (die nach unserm heutigen Urteil um so vieles kostbarer ist als das, was wir damals mit Hingabe lasen), daß, wenn wir heute manchmal in diesen Büchern von einst blättern, sie nur noch wie die einzigen aufbewahrten Kalender der entflohenen Tage sind, und es mit der Hoffnung geschieht, auf ihren Seiten die nicht mehr existierenden Wohnstätten und Teiche sich widerspiegeln zu sehen.

Wer erinnert sich nicht, wie ich, des Lesens während der Ferien, das man nacheinander in all jenen Stunden des Tages barg, die hinreichend friedlich und unverletzlich waren, um ihm Asyl zu gewähren. Morgens, nach der Rückkehr aus dem Park, wenn alle zu einem Spaziergang auf-

gebrochen waren, schlüpfte ich in das Eßzimmer, das bis zu der noch fernen Stunde des Mittagessens niemand, bis auf die alte, verhältnismäßig stille Félicie, betreten würde und wo ich als dem Lesen besonders gewogene Gefährten nur die an der Wand hängenden bemalten Teller hatte, den Kalender, dessen vortägiges Blatt frisch abgerissen worden war, die Standuhr und das Feuer, die beide sprechen, ohne zu erwarten, daß man ihnen antwortet, und deren sanfte, sinnlose Sätze nicht wie die Worte der Menschen einen andern Sinn an die Stelle der Wörter setzen, die man liest. Ich ließ mich auf einem Stuhl vor dem kleinen Holzfeuer nieder, von dem der früh aufstehende und gärtnernde Onkel während des Mittagessens sagen würde: »Das ist gar nicht übel. Man kann ganz gut ein bißchen Feuer vertragen. Ich kann euch versichern, daß es heute morgen um sechs im Garten noch hübsch kalt war. Wenn man bedenkt, daß in acht Tagen Ostern ist!« Bis zum Mittagessen, das leider dem Lesen ein Ende setzen würde, waren es noch zwei volle Stunden. Von Zeit zu Zeit hörte man das Geräusch der Pumpe, aus der gleich das Wasser

fließen würde und durch die man veranlaßt wurde, den Blick zu heben, um sie durch das geschlossene Fenster zu betrachten, hier, ganz nah, auf dem einzigen Weg des Gärtchens, das seine mit Stiefmütterchen bepflanzten Beete mit Ziegeln und halbmondförmigen Fayencen einfaßte: Stiefmütterchen, die an den allzu schönen Himmeln gepflückt zu sein schienen, an den buntschillernden Himmeln, als ob sich die Kirchenfenster darin spiegelten, und die man zuweilen zwischen den Dächern des Dorfes sah, an den trüben Himmeln, die vor den Gewittern erschienen oder danach, sehr spät, wenn der Tag schon zu Ende ging. Leider kam die Köchin lange im voraus, um den Tisch zu decken; und wenn sie ihn wenigstens gedeckt hätte, ohne zu sprechen! Aber sie glaubte sagen zu müssen: »Sie sitzen nicht bequem; soll ich Ihnen einen Tisch heranrücken?« Und nur, um »Nein, vielen Dank!« zu antworten, mußte man plötzlich innehalten und von weither seine Stimme holen, die hinter den Lippen geräuschlos eilig alle Wörter nachsprach, die die Augen gelesen hatten; man mußte sie anhalten, sie hervortreten lassen und, da-

mit sie höflich »Nein, vielen Dank!« sage, ihr den Anschein von gewöhnlichem Leben und den Tonfall einer Antwort geben, den sie verloren hatte. Die Zeit verging; oft begannen lange vor dem Mittagessen schon jene in das Eßzimmer zu treten, die, weil sie ermüdet waren, den Spaziergang abgekürzt und »den Weg über Méréglise« genommen hatten, oder auch jene, die an diesem Vormittag überhaupt nicht weggegangen waren, weil sie »zu schreiben« hatten. Sie sagten wohl: »Laß dich nicht stören«, aber begannen doch bald, sich dem Feuer zu nähern, nach der Uhrzeit zu sehen und zu erklären, daß das Mittagessen nicht unwillkommen wäre. Man erwies denen, die zu Hause geblieben waren, »um zu schreiben«, eine besondere Ehrerbietung und sagte zu ihnen: »Haben Sie Ihre Korrespondenz erledigt«, mit einem Lächeln, in dem Achtung, Geheimnis, Anzüglichkeit und Rücksichtnahme lagen, als ob diese »Korrespondenz« zugleich ein Staatsgeheimnis, ein Vorrecht, ein Liebesglück und eine Indisposition wäre. Einige setzten sich, ohne noch länger zu warten, zu Tisch, an ihren Platz. Das brachte mich in tiefe Betrübniß, denn

es würde ein schlechtes Beispiel für die andern Ankommenden sein, würde den Eindruck erwecken, daß es bereits zwölf Uhr sei, und meine Eltern zu früh das verhängnisvolle Wort sprechen lassen: »Komm, klapp dein Buch zu, wir wollen essen.« Alles war bereit, der Tisch fertig gedeckt, es fehlte nur, was man erst am Ende der Mahlzeit bringen würde, nämlich der gläserne Apparat, in dem der gärtnernde und küchenbewanderte Onkel selbst am Tisch den Kaffee zubereitete, ein Apparat mit komplizierten Röhren wie ein physikalisches Gerät, das einen guten Geruch hätte und in dem man mit größtem Vergnügen das plötzliche Aufwallen in der Glasglocke beobachtete, das dann an den beschlagenen Wänden einen duftenden dunkelbraunen Satz zurückließ; sowie auch die Schlagsahne und die Erdbeeren, die derselbe Onkel in stets gleichem Verhältnis mischte, mit der Erfahrung eines Koloristen und dem Ahnungsvermögen eines Feinschmeckers immer genau bei dem entsprechenden Rosa innehaltend. Wie mir das Mittagessen lang vorkam! Meine Großtante kostete nur von den Gerichten, um ihre Meinung mit einer

Sanftheit zu sagen, die Widerspruch zwar ertrug, aber nicht zuließ. Bei einem Roman oder bei Versen, Dingen, in denen sie sich sehr gut auskannte, unterwarf sie sich stets mit der Demut einer Frau der Meinung von Kompetenteren. Sie glaubte, daß das der unbestimmte Bereich der Laune sei, in dem der Geschmack eines einzelnen die Wahrheit nicht fixieren könne. Doch bei Dingen, deren Regeln und Prinzipien sie ihre Mutter gelehrt hatte, bei der Art und Weise, wie bestimmte Gerichte zubereitet werden mußten, wie Beethovensonaten zu spielen seien oder wie man mit Freundlichkeit Gäste zu empfangen habe, war sie überzeugt, eine angemessene Vorstellung von der Vollkommenheit zu besitzen und unterscheiden zu können, ob die andern sich ihr mehr oder weniger näherten. Für diese drei Dinge war die Vollkommenheit übrigens fast die gleiche: es war eine Art von Einfachheit in den Mitteln, von Schlichtheit und Charme. Sie lehnte entsetzt ab, daß man Gewürze an Gerichte tat, die dies nicht unbedingt erforderten, daß man mit Affektiertheit und unter Mißbrauch des Pedals spielte und daß man beim Empfang von

Gästen über eine vollkommene Natürlichkeit hinausging und mit Übertreibung von sich selbst sprach. Sie erhob den Anspruch, beim ersten Bissen, beim ersten Ton oder nach einem einfachen Briefchen zu wissen, ob sie es mit einer guten Köchin, einem wahren Musiker oder einer gut erzogenen Frau zu tun hatte. »Sie mag eine viel größere Fingerfertigkeit haben als ich, aber es fehlt ihr an Geschmack, wenn sie dieses so schlichte Andante mit einer solchen Emphase spielt.« »Das mag eine glänzende Frau mit sehr vielen Qualitäten sein, aber unter diesen Umständen von sich zu sprechen, beweist einen Mangel an Takt.« »Das mag eine sehr beschlagene Köchin sein, aber sie versteht es nicht, ein Beefsteak mit Äpfeln zu machen.« Das Beefsteak mit Äpfeln! ein ideales Wettbewerbsgericht, schwierig gerade durch seine Einfachheit, eine Art »Sonate Pathétique« der Küche, gastronomisches Äquivalent dessen, was im gesellschaftlichen Leben der Besuch einer Dame ist, die um Auskünfte über einen Hausangestellten bittet und bei einer so einfachen Handlung so viel Takt beweisen oder es so sehr an Takt und Erziehung fehlen

lassen kann. Mein Großvater besaß so viel Eigenliebe, daß er wünschte, alle Gerichte wären gelungen, und er verstand so wenig vom Kochen, daß er nie wissen konnte, wann sie mißlungen waren. Er wollte wohl zugeben, daß sie es zuweilen waren, sehr selten im übrigen, jedoch nur aufgrund eines reinen Zufalls. Die Kritiken meiner Großtante, die dagegen unterstellten, daß die Köchin dieses bestimmte Gericht nicht zuzubereiten verstanden habe, mußten deshalb meinem Großvater besonders unerträglich erscheinen. Oft, um Diskussionen mit ihm zu vermeiden, äußerte meine Großtante, nachdem sie mit gespitztem Mund gekostet hatte, keine Meinung, was uns im übrigen unverzüglich erkennen ließ, daß diese ungünstig war. Sie schwieg, doch wir lasen in ihren sanften Augen eine unerschütterliche und überlegte Mißbilligung, die meinen Großvater in Zorn versetzen konnte. Er bat sie ironisch, ihre Meinung zu äußern, wurde ungeduldig über ihr Schweigen, bedrängte sie mit Fragen, wurde wütend, doch man spürte, daß man sie eher hätte zum Martyrium führen können, als sie die Überzeugung meines Großvaters bestä-

tigen zu hören, daß die Nachspeise nicht zu süß sei.

Nach dem Mittagessen nahm ich meine Lektüre sofort wieder auf; besonders wenn der Tag warm war, zog jeder sich in sein Zimmer zurück, was mir erlaubte, über die kleine Treppe mit den engen Stufen sofort in das meinige zu gehen, das in dem einzigen Stockwerk lag, das so niedrig war, daß man nach dem Übersteigen des Fensterbretts nur einen Kindersprung hätte zu tun brauchen, um auf die Straße zu gelangen. Ich ging zum Fenster, um es zu schließen, ohne dabei den Gruß des Büchsenmachers gegenüber vermeiden zu können, der unter dem Vorwand, seine Rolläden herunterzulassen, jeden Tag nach dem Mittagessen seine Pfeife vor der Tür rauchte und den Vorübergehenden einen guten Tag wünschte, die dann manchmal stehenblieben, um mit ihm zu plaudern. Die Theorien von William Morris, die von Maple und den englischen Dekorateuren so konstant angewandt worden sind, schreiben vor, daß ein Zimmer nur dann schön ist, wenn es keine anderen Dinge enthält als solche, die uns nützlich sind, und daß jedes nütz-

liche Ding, und sei es nur ein einfacher Nagel, nicht versteckt, sondern offen sichtbar sein müsse. Über dem völlig offenen Bett aus Messingstangen, an den kahlen Wänden dieser hygienischen Zimmer ein paar Reproduktionen von Meisterwerken. Wenn man es nach diesen ästhetischen Prinzipien beurteilt, war mein Zimmer keineswegs schön, denn es war voll von Dingen, die zu nichts dienen konnten und die schamhaft, bis zu einem Grade, der ihren Gebrauch außerordentlich erschwerte, jene verbargen, die zu etwas dienten. Aber die Dinge, die nicht zu meiner Bequemlichkeit da waren, sondern die zu ihrem Vergnügen dorthin geraten zu sein schienen, machten für mich gerade die Schönheit meines Zimmers aus. Die hohen weißen Vorhänge, die das Bett, wie in der Tiefe eines Heiligtums aufgestellt, den Blicken entzogen; das Gestreu von Plumeaus aus Marzellan, von blumenverzierten Steppdecken, bestickten Überdecken und Kopfkissenbezügen aus Batist, unter denen es tagsüber wie ein Altar im Marienmonat unter Girlanden und Blumen verschwand und die ich abends, um mich schlafen legen zu können, vor-

sichtig auf einen Sessel legte, wo sie einwilligten, die Nacht zu verbringen; neben dem Bett die Dreiheit des blau gemusterten Glases, der gleichartigen Zuckerdose und der Karaffe (die vom Tag nach meiner Ankunft an auf Anordnung meiner Tante stets leer war, weil sie befürchtete, ich könnte sie ›ausschütten‹), eine Art von Kultinstrumenten – fast ebenso geheiligt wie der kostbare Likör aus Orangenblüten, der neben ihnen in einer Glasphiole stand –, von denen ich ebensowenig glaubte, daß es erlaubt sei, sie zu entweihen oder sie auch nur zu meinem persönlichen Gebrauch zu verwenden, als wenn es geweihte Hostiengefäße gewesen wären, die ich jedoch lange betrachtete, bevor ich mich entkleidete, voller Angst, sie durch eine falsche Bewegung umzuwerfen; die kleinen, in Stäbchen gehäkelten Stolen, die über die Lehnen der Sessel ein Gewand aus weißen Rosen breiteten, die offenbar nicht ohne Dornen waren, da ich jedesmal, wenn ich mit Lesen fertig war und aufstehen wollte, bemerkte, daß ich daran hängenblieb; die Glasglocke, unter der, geschützt vor vulgären Berührungen, die Standuhr vertraulich für Mu-

scheln schwatzte, die von weither gekommen waren, und für eine alte sentimentale Blume, doch die so schwer zu heben war, daß, wenn die Uhr stehenblieb, niemand außer dem Uhrmacher so unvorsichtig gewesen wäre, es zu unternehmen, sie wieder aufzuziehen; das weiße Tuch in erhabener Stickerei, das wie eine Altardecke über die Kommode gebreitet war, die zwei Vasen, ein Bild des Erlösers und ein gesegneter Buchsbaumzweig schmückten, ließ diese dem Tisch des Herrn gleichen (eine Vorstellung, die durch einen Betstuhl, den man jeden Tag, »wenn das Zimmer fertig« war, dorthinstellte, noch vervollständigt wurde), doch seine heraushängenden Fäden, die sich immer in den Spalten der Schubläden festklemmten, verhinderten so vollständig deren Beweglichkeit, daß ich niemals auch nur ein Taschentuch herausholen konnte, ohne mit einem Schlag das Bild des Erlösers, die geheiligten Vasen und den geweihten Zweig umzuwerfen und ohne selbst dabei zu stolpern, wobei ich am Betstuhl Halt suchte; und schließlich die dreifache Übereinanderlagerung von kleinen Schleiergardinen, großen Musselin- und noch größe-